

für Unternehmer in der Londoner Fertigproduktion attraktiv, die Entlohnung zu senken. Denn durch die billigere Zulieferung konnten ihre Güter nun potentiell einen größeren Markt erreichen als die früher deutlich teureren Erzeugnisse. Nicht die Nahrungsmittelpreise alleine, sondern das Geschick der einzelnen Londoner Gewerbe gegenüber diesem »äußeren« Einfluß entschied nun über das Wohl der in ihnen beschäftigten und von ihnen abhängigen Menschen. Während viele reicher wurden, nahm in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die relative Deprivation zu. Die Unterschiede zwischen den verschiedenen Gewerben vergrößerten sich, was die weniger auf qualifizierte Arbeitskräfte angewiesenen Produktionszweige besonders spürten. Doch die nachhaltigste Wirkung übte, nach Schwarz, die Industrialisierung in London auf den Dienstleistungssektor aus, dessen Dominanz sie in der Stadt in dem Maße verstärkte, in dem Großbritannien zur Produktionsstätte der Welt wurde. Unter der Oberfläche scheinbarer Kontinuität veränderten sich Wirtschaft und Gesellschaft der Hauptstadt spürbar. Man mag den Vorgang evolutionär beschreiben, doch das beschleunigte Wirtschaftswachstum, die (landes- und weltweite) Integration der Märkte, die veränderte Hierarchie der einzelnen Gewerbe und die Umkehrung der Faktoren, die den Lebensstandard beeinflussten, das alles waren Umwälzungen, die m. E. den Begriff einer Revolution für die Zeit zwischen 1750 und 1850 rechtfertigen – eine Entwicklung, die über komplexe Wirkungszusammenhänge eben auch London erfaßte.

*Johannes Paulmann, London*

Rainer Schulze (Hrsg.), Industrieregionen im Umbruch. Historische Voraussetzungen und Verlaufsmuster des regionalen Strukturwandels im europäischen Vergleich, Klartext Verlag, Essen 1993, 430 S., brosch., 58 DM.

Gerald Wood, Die Umstrukturierung Nordost-Englands. Wirtschaftlicher Wandel, Alltag und Politik in einer Altindustrieregion, Dortmund: Vertriebsstelle für Bau- und Planungsliteratur, Dortmund 1994, 347 S., brosch., 72 DM.

Die »Region« ist in den letzten Jahren beinahe zu einem Modethema der Humanwissenschaft geworden. Dies gilt um so mehr für Studien zu sogenannten Problemregionen, Gebieten wie etwa Nordost-England, Wales, Lothringen, Wallonien oder das Ruhrgebiet. Zahlreiche Arbeiten liegen inzwischen vor, die mehr oder weniger erfolgreich operieren im komplexen Geflecht der Wechselverhältnisse zwischen »regionalen« Entwicklungen wie Industrialisierung, Strukturkrisen und Strukturwandel sowie globalen Wirtschafts- und Kulturmustern und schließlich der Problematik von Alltag und Politik der betroffenen Bevölkerung.

Die Flut der Veröffentlichungen zum Thema läßt es von Zeit zu Zeit ratsam erscheinen, nach Zusammenfassungen des bisherigen Kenntnisstandes zu suchen oder nach Studien, welche die Diskussion weiterführen können. Denn deren Themen und Motive sind mindestens so vielschichtig wie die bereits angesprochene Problematik selbst. So ist die Diskussion über die sogenannten Problemregionen Teil eines allgemeinen wissenschaftlichen Trends seit etwa Mitte der 1970er Jahre: der »Wiederentdeckung« oder Neu-Inwertstellung des Regionalen und Lokalen gegenüber der offenkundig revisionsbedürftigen modernistischen Prognose einer unaufhaltsamen globalen Nivellierung. Damit verbunden, aber durchaus auch als Motiv von eigenem Gewicht erscheint: Schon Ende der 1960er Jahre hatte die Wirtschaftsgeschichte entdeckt, daß der europäische Industrialisierungsprozeß ein regionaler war, und hat entsprechend Zugriffsweisungen und Analytik »regionalisiert«. Als weiterer Impuls kam hinzu, daß sich seit den späten 1970er Jahren traditionsreiche

Textil- und Montanregionen von allgemeinen Wachstumstrends abzukoppeln begannen. Dies evozierte die Frage nach Determinanten und Blockaden für regionale Entwicklungen, verstärkt noch durch den Mißerfolg der meisten, häufig aufwendigen, regionalpolitischen Förder-Programme. Dabei tendierte die Diskussion in den letzten Jahren dazu, die Wichtigkeit von »weichen« Standortfaktoren (Regionalkultur, Image, Identität, »Redundanz« bzw. Vielfältigkeit der Handlungsoptionen, regionalpolitisches »Klima« usw.) gegenüber den »harten« Faktoren (Verkehrsanbindungen, regionale Ressourcen, regionale Kapitalausstattung, Ausbildungsstand usw.) hervorzuheben. Einher mit dieser Neubewertung ging dabei die Renaissance des Possibilismus. Diese kulturanthropologische Sichtweise betont, daß »harte«, »objektive« Standortfaktoren nur Voraussetzungen, nicht jedoch Determinanten für regionalen Erfolg oder Mißerfolg sind. Handelt es sich hierbei doch nur um »Angebote« der Umwelt, auf die deren Bewohner vor allem nach soziokulturellen Kriterien und Handlungsmustern reagieren. Als die vielleicht spannendste Frage stellte sich schließlich heraus, inwieweit und ob es möglich sei, Strukturwandel in Problemregionen nicht mehr nur von den »harten« Determinanten, sondern auch von den »weichen« Faktoren her zu fördern.

Den Band von Schulze wird man in diesem gesamten Kontext vor allem als – eindrucksvolle – Bestandsaufnahme des bisher Geleisteten einschätzen können. Hier geht es sowohl um die Strukturen und Muster regionaler Industrialisierung wie De-Industrialisierung als auch um eine profunde Diskussion der soziokulturellen, sozialpsychologischen Gründe und Folgen für Aufstieg und Niedergang. Dabei bildet Großbritannien mit insgesamt sieben Beiträgen einen Schwerpunkt des Bandes, gibt doch das britische Beispiel sowohl ergiebige Modelle für die Verlaufsformen der Industrialisierung wie leider auch die erschreckendsten Exempel für regionalen Niedergang. Der Band behandelt in jeweils exzellenten Beiträgen Lancashire (John K. Walton, John Singleton), Liverpool (John C. Belchem / Michael J. Power), Nordost-England (Clive H. Lee), Schottland (Christopher Harvie), Clydeside (William Knox / Alan McKinlay / James Smyth) und Nord-Wales (R. Merfyn Jones). Sieht man vielleicht von Schottland ab, so verweisen die britischen Regionen auf die langfristig negativen Folgen von stark polarisierten, »verschiedenartigen Regionalkulturen in einer Region«.

Zu ähnlichen Ergebnissen gelangt auch Gérard Noiriel in seinem Beitrag über die Industrialisierung Lothringens sowie Werner Bramke, der sich mit der Industrieregion Sachsen bis zum Zweiten Weltkrieg befaßt. Mit Deutschland ist damit zugleich der zweite Schwerpunkt des Bandes angesprochen. Stärker allerdings als in Großbritannien – sieht man von Sachsen ab – scheinen hier Kulturen regionalen Ausgleichs bzw. Hegemonie vorzuherrschen. Dies verdeutlichen eindrucksvoll Dietmar Petzina und Bernd Faulenbach am Beispiel des Ruhrgebietes sowie Bernd D. Plaum und Harald Witthöft mit ihrer Fallstudie zum Siegerland. Regionale Harmonie- oder Hegemoniemodelle sollten allerdings nicht als Garanten für dauerhaften regionalen ökonomischen Erfolg begriffen werden. Dies verdeutlicht neben dem Blick auf das Ruhrgebiet auch das schwedische Beispiel (Mats Greiff / Lars Berggren, Bo Stråth), mit dem der Band einen angemessenen Abschluß findet. Auch das früher für beispielhaft gehaltene schwedische Modell des sozialen und regionalen Ausgleichs ist keineswegs ein Garant für dauerhafte Prosperität.

Warum dies so ist, kann vor allem der Arbeit von Gerald Wood entnommen werden, einer Veröffentlichung, die wahrscheinlich wichtige Referenzpunkte für die weitere Erforschung des hier thematisierten Zusammenhanges geben wird. Wood orientiert sich in seiner nun gedruckt vorliegenden Duisburger Dissertation an Vorgaben der anglo-amerikanischen Sozialgeographie. Dies ermöglicht ihm eine differenzierte Sicht seines Untersuchungsgebietes Nordost-England, in die er auch historische Perspektiven mit einbezieht. Im ersten Teil seiner Untersuchung rekonstruiert er die industrielle Wirtschafts- und Siedlungsentwicklung seines Untersuchungsgebietes seit dem 19. Jahrhundert. Ein bis dahin

abgelegener, rückständiger Landstrich verwandelte sich innerhalb weniger Jahrzehnte in eine der bedeutendsten schwerindustriellen Regionen Europas. Im zweiten Teil gerät dann die schon in den 1920er Jahren einsetzende Strukturkrise in den Blick. Diese begreift Wood im Zusammenhang übergeordneter globaler wirtschaftlicher Transformationen. Einerseits schätzt er dabei differenziert das bisher tatsächlich im Strukturwandel Geleistete ab; zum anderen erfaßt Wood durch Interviews die heutigen Deutungsmuster der »Geordies«, der Bevölkerung Nordost-Englands, sowie insbesondere der regionalen Planer und Entwickler. Dahinter steht seine Absicht, in den Deutungsmustern Hinweise für eine regionale »bottom-up-Strategie«, das heißt für eine endogene Entwicklung zu finden.

Das Fazit Woods fällt eher skeptisch aus: Die spezifischen Deutungsmuster, das Verständnis der Problemregion Nordost-England sind sowohl bei Experten als auch bei der breiten Bevölkerung kaum dazu geeignet, positive Ansatzpunkte für erfolgreichen Strukturwandel zu ermöglichen. Die Interpretationen und Sichtweisen bilden eher einen Bestandteil des regionalen Niedergangs, da sie »harte« Defizite kognitiv-emotional, »weich« verstärken. In der Konsequenz ist dies ein wichtiger Denkanstoß für die oben angesprochene Diskussion über Strukturwandel und »endogene« Potentiale. Possibilismus sollte nicht – wie mitunter geschehen – mit Voluntarismus verwechselt werden. Und regionaler Wiederaufstieg ist nicht allein durch Willensakte, durch das Auflehnen »der« Bevölkerung, durch beliebige Modifikationen »in den Köpfen« der Beteiligten oder Betroffenen zu sichern. Auch als Angebot ist die Welt für die Menschen ein Gefängnis, da über die aktuelle Gestaltung dieses Angebotes immer schon andere (vorher) mitentschieden haben. Im Fall von alt-industriellen Regionen aber sind diese Vorentscheidungen offenbar noch verheerender, als man dies zwischenzeitlich hoffen durfte. In der Relativierung der häufig überzogenen Erwartungen an die Region und »ihr« Potential eine wegweisende Studie.

*Detlef Briesen, Siegen*

Felix Driver, *Power and pauperism: The workhouse system 1834–1884*, Cambridge UP, Cambridge 1993, 207 S., Ln., 23 £.

Wohl kein anderes englisches Gesetz des 19. Jahrhunderts hat so viel Interesse unter Sozialhistorikern erregt wie das Armengesetz (Poor Law Amendment Act) von 1834. Der Grund dafür liegt nicht nur darin, daß es die Bestimmungen der Sozialfürsorge und die Rahmenbedingungen des Arbeitsmarktes ein Jahrhundert lang beeinflusste, sondern ist auch darin zu suchen, daß es ausnahmsweise nicht bloß auf praktischer Notwendigkeit beruhte, vielmehr aus einem engstirnigen, rein abstrakten Dogma hervorging: Die bisherigen, angeblich großzügigen Regelungen sollten für den Müßiggang und den Kinderreichtum der Arbeiter verantwortlich gewesen sein. Zwei Aspekte der Novelle von 1834 haben besondere Aufmerksamkeit gefunden: zum einen die staatliche Kontrolle anstelle der bisherigen rein lokalen Verwaltung; und zum anderen die Härte der Bedingungen, unter denen Unterstützung ausschließlich innerhalb von Armenhäusern (workhouses) gewährt werden sollte.

Angesichts der fast unüberschaubaren Literatur zu diesem Thema läßt sich die Frage nicht vermeiden, ob noch etwas Neues dazu zu sagen ist. Der Verfasser würde dies bejahen und schlägt vor, die bisher vernachlässigte interne Verwaltung und die Architektur der Armenhäuser sowie (wie aus dem Titel hervorgeht) das neue System unter dem Gesichtspunkt von Macht und Herrschaft zu behandeln. Als Geograph liefert er eine Reihe von Landkarten, die mit penibler Genauigkeit die örtliche Verteilung einzelner Aspekte der veränderten Fürsorgebestimmungen unter den neuen Lokalverbänden (unions) beschreiben. Unter anderem wird hier dargestellt, inwieweit die härtesten Regelungen eingehalten